Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 84. Donnerstag den 15. Februar 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. Februar.

Wie berechtigt unser gestern an dieser Stelle ausgesprochener Zweifel an der Meldung, daß das preußische Ministerium die Aufhebung der **Staffeltarife für Getreide und Mühlenfabrikate** beschlossen habe, war, geht aus folgender Auslassung hervor, die wir heute in den mit Herrn Dr. Miquel im Fühlung stehenden „Berl. Polit. Nachr." finden:

„In der Presse wird bald behauptet, daß seitens des Staatsministeriums die Aufhebung der preußischen Staffeltarife für Getreide und Mühlenfabrikate beschlossen sei, bald das Gegentheil. Beide Behauptungen dürften nicht ganz zutreffen. Erwägungen schweben über die Staffeltarife längst. Die Landwirthschaft und die Mühlenindustrie der preußischen West- und Mittelprovinzen drängen auf die Aufhebung und ebenso sind von einer Reihe von Bundesstaaten Verhandlungen über die wirthschaftlichen Wirkungen der Staffeltarife und die aus deren Ergebniß zu ziehenden Schlußfolgerungen angeregt. Die Verhandlungen mit Bayern sind im Gange. Morgen werden die bayerischen Commissare wieder in Berlin eintreffen und an der Hand der von ihnen inzwischen beschafften thatsächlichen Materialien die Verhandlungen weiter gefördert werden. Am 21. Februar sollen die Verhandlungen mit Hessen, Baden und Württemberg beginnen. Im Abgeordnetenhause ist durch den Antrag Dr. Eckels die Aufhebung der Staffeltarife angeregt, es geht aber eine starke Gegenströmung dahin, die Regierung aufzufordern, die Beschlußfassung bis nach der Entscheidung über den deutsch-russischen Handelsvertrag auszusetzen. Man sieht also, daß es an Anregungen zur Erwägung der Frage der Staffeltarife nicht gefehlt hat, aber schon die Angabe über den Stand der Verhandlungen mit den anderen Bundesstaaten läßt erkennen, daß ein Beschluß weder in der einen, noch in der anderen Richtung gefaßt ist. In der That sind die Erwägungen über die Frage der Staffeltarife für Getreide und Mühlenfabrikate noch nicht endgiltig abgeschlossen. Die Meldungen einzelner Blätter, daß eine Beschlußfassung seitens des preußischen Staatsministeriums erfolgt sei, entbehren deshalb der thatsächlichen Begründung."

Die Herren Finanzminister Dr. Miquel und Arbeitsminister Thielen scheinen auch nicht geneigt zu sein, die einträglichen Staffeltarife für Getreide und Mühlenfabrikate bedingungslos fallen zu lassen. Und wenn auch die Berliner Meldung der „Frankf. Ztg.", man glaube in parlamentarischen Kreisen, Herr Thielen werde die Aufhebung der Staffeltarife zum Anlaß seiner Demission nehmen, seine Entstehung einer leeren Vermuthung verdanken mag, so beruht doch höchst wahrscheinlich die Meldung desselben Blattes aus München, daß bei den Verhandlungen der preußischen und der bayerischen Delegirten über die Staffeltarife Preußen gewisse, ihm unbequeme bayerische Tarife als Compensationsobject aufwerfen werde, auf zuverlässigen Informationen. Daß dem Reichskanzler der schleppende Verlauf, den die Lösung der Frage der Staffeltarife nimmt — vielleicht werden die preußisch-bayerischen Verhandlungen nochmals unterbrochen, wenn die bayerischen Delegirten nicht bevollmächtigt sind, die preußischen Forderungen zu erfüllen —, nicht angenehm sein kann, liegt auf der Hand. Der Federkrieg zwischen seinen Officiösen und denen der Herren Miquel und Thielen ist daher sehr erklärlich.

Trotz des schleppenden Verlaufs der Verhandlungen über die Staffeltarife werden die Aussichten auf die Annahme des **deutsch-russischen Handelsvertrags** im Reichstage immer günstiger. Die „Nat.-lib. Corr.", die mit Recht in der entscheidenden Abstimmung über den rumänischen Vertrag eine gewisse Unterlage für die Wahrscheinlichkeitsberechnungen über das Schicksal des russischen Vertrags erblickt, schreibt heute: „Der rumänische Vertrag wurde bekanntlich mit 24 Stimmen Mehrheit (189 gegen 165) angenommen. Dafür stimmten geschlossen die freisinnig-demokratischen Gruppen, die Polen und Socialdemokraten, 34 Nationalliberale, 45 Centrumsmitglieder und Welfen, 6 Mitglieder der Reichspartei und einige Fractionslose. Gegen den Vertrag stimmten geschlossen die Conservativen und Antisemiten, 18 Mitglieder der Reichspartei, 13 Nationalliberale, 49 Centrumsmitglieder, darunter sämmtliche Bayern, und einzelne Fractionslose. Im großen Ganzen wird man annehmen müssen, daß die Gegner und Freunde des rumänischen auch solche des russischen Handelsvertrags sein werden. Kleine Verschiebungen in der Abstimmung einzelner Abgeordneten dürften nicht entscheidend ins Gewicht fallen. Es ist eher anzunehmen, daß von den Gegnern des rumänischen Handelsvertrags eine größere Anzahl nach sorgfältiger Abwägung der gewichtigen in Betracht kommenden Gesichtspuncte sich jetzt zur Zustimmung entschließt, als umgekehrt. Wir möchten dies bei den Conservativen und namentlich bei der Reichspartei noch keineswegs für ausgeschlossen halten, auch bei den schlesischen Centrumsmitgliedern nicht. Auch die zuständigen Vertretungen der Landwirthschaft sind keineswegs überall mit dem schroffen Auftreten des Bundes der Landwirthe einverstanden. Auf dem neulichen Frankfurter Handelstage hat ein hervorragender Vertreter der rheinischen Landwirthschaft, Oekonomierath Herstatt-Marsdorf (bei Köln), erklärt, der rheinpreußische landwirthschaftliche Verein, der 22000 Mitglieder zähle, habe sich für den russischen Handelsvertrag ausgesprochen; die westpreußischen Landwirthe wünschten ein Zusammengehen mit der Industrie, das im beiderseitigen Interesse liege, und ständen dem Bund der Landwirthe nicht sonderlich günstig gegenüber. Das Centrum mag sich wieder in zwei annähernd gleiche Theile spalten; zu der Annahme, daß diese Partei eine erheblich größere Anzahl von Gegnern des russischen als des rumänischen Vertrags stellen würde, liegt keinerlei Grund vor. Aus alledem ergiebt sich, wenn nicht ganz unvorhergesehene Wendungen eintreten, daß der russische Vertrag alle Aussicht hat, durchzudringen."

Auch **Oesterreich** hat seit einigen Tagen seine Universitätsaffaire: Die Grazer technische Hochschule mußte wegen einer den Senat und die Lehrerschaft schwer beleidigenden Broschüre, welche die Hörer in Heidelberg hatten drucken lassen, am Sonnabend geschlossen werden, nachdem sich die gesammte Studentenschaft mit Ausnahme der Erstjährigen, mit den Verfassern und Herausgebern der Schrift solidarisch erklärt hatten. In der Broschüre ist u. A. gesagt, der akademische Senat habe „Hekatomben vor dem Altar seines Eigendünkels geschlachtet", er habe bei jeder Gelegenheit seinen „Alles beherrschenden Professorendünkel und Egoismus", eine „kindische Rachsucht" bewiesen, die Lern- und Lehrfreiheit zu einem Zerrbild gemacht u. s. w. Der Conflict besteht seit dem bekannten Erlaß des verstorbenen Kriegsministers, Barons Bauer, welcher die Corpscommandanten angewiesen hatte, die Studenten, welche Reserve-Officiere oder Einjährige seien, auf die Folgen aufmerksam zu machen, die für sie entstehen könnten, wenn sie entweder extrem nationalen (d. h. antisynastischen) oder das Duell principiell verdammenden akademischen Vereinen angehörten, eine Anweisung, die von mehreren Corpscommandanten als ein directes Verbot für die Genannten, an dergleichen Verbindungen theilzunehmen, irrthümlicher Weise aufgefaßt worden war. Das hatte in der Studentenschaft böses Blut gemacht und namentlich am Grazer Polytechnikum konnten die erregten Geister nicht wieder zur Ruhe kommen. Als die Frage noch acut war, ging es dort so toll her, daß Rector Heyne die Polizei zu Hilfe rufen mußte, um den studentischen Ausschreitungen in der Aula ein Ziel zu setzen. Die Folge waren Katzenmusiken für den Rector, Relegirung einiger Studenten und die Versetzung zweier Professoren, die für die Studenten Partei ergriffen hatten. Seither blieb das Einvernehmen zwischen dem akademischen Senat und der Studentenschaft gestört. Letztere wollte, um von anderen Auftritten ganz abzusehen, eine Deputation an den Unterrichtsminister entsenden, dieser wollte die Deputation nur unter Führung eines Professors empfangen, das lehnten die Studenten ab, und nun erschien die verhängnißvolle Broschüre. Zweifellos ist die darin geführte Sprache eine durchaus ungehörige, die strenge Ahndung verdient. Ob, wie behauptet wird, das Vorgehen des Senates etwas zu rigoros und das Verhalten einzelner Professoren zu „despectirlich" gewesen ist, woraus sich der übereilte Schritt der Studentenschaft wenigstens einigermaßen erklären ließen, wird die an Ort und Stelle von einem Regierungscommissar geführte Untersuchung ergeben. In der That scheint auf beiden Seiten mancher Fehler begangen zu sein, darauf deutet der Entschluß des Rectors Heyne, um seine Pensionirung einzukommen, hin. Wie dem aber auch sei, es bleibt in hohem Grade beklagenswerth, daß auch an deutschen Hochschulen Differenzen zwischen Lehrern und Hörern soweit auf die Spitze getrieben werden, daß sie an die große Glocke der weitesten Oeffentlichkeit kommen. Ganz zu vermeiden mögen ja derartige Streitigkeiten nicht sein, aber sie sollten in einer dem Bildungsstande der Betheiligten angemessenen Weise rechtzeitig und intra muros geschlichtet werden.

Die vorgestrige Rede Dr. Ladislaus Rieger's im **böhmischen** Landtag, in welcher derselbe vor der jungtschechischen Politik des schrankenlosen Deutschenhasses und den antidynastischen Hetzereien abmahnte, macht einiges Aufsehen. Rieger war ehemals der unversöhnlichste Feind der Deutschen, die er als Räubervolk bezeichnete und denen er jede erdenkliche Unbill anzuthun bemüht war. Später schlug er mildere, ungleich freundlichere Saiten an, strich aber dann vor dem radicalen Jungtschechenthum die Segel und mahnt nun wieder zu einer Versöhnung mit dem „kernhaften deutschen Stamme in Böhmen". Diese politische Wandlungsfähigkeit ist nicht geeignet, den Worten des greisen Politikers den Nachdruck zu verleihen, den sie verdienen. Offenbar ist er der Dolmetsch der bei den Altt schechen augenblicklich vorherrschenden Gesinnungen; auf diese hat das beispiellose Verhalten der Angeklagten und Vertheidiger im Omladinaproceß zusammen mit der wohlgefälligen Aufnahme, welche dasselbe in der jungtschechischen Presse gefunden, denn doch einigen Eindruck gemacht; sie sind erschrocken vor dem Spiegelbilde, das der Proceß dem Tschechenvolke zeigt, und dieser Schreck spiegelt sich in der Rede Rieger's. Als Zeichen der Zeit ist dieselbe also immerhin von Bedeutung, eine unmittelbare Wirkung wird die verspätete Mahnung nicht haben. Der jungtschechische Abgeordnete Schil ließ sich denn auch durch Rieger's Warnungen nicht abhalten, die Angeklagten im Omladinaproceß als die Blüthe der tschechischen Nation zu feiern, womit er der letzteren wahrlich keine Ehre angethan hat. Von der böhmischen Presse begrüßen nur die alttschechischen Blätter die mit „glaubwürdigem Pathos" gesprochene Beschwörung, während die jungtschechischen Organe nur Hohn und Spott für den todten Mann, den abgethanen Sprecher einer abgethanen Minorität haben. Das Befremdende an dem unerwarteten Auftreten Rieger's hat den Verdacht rege werden lassen, daß er es nicht aufrichtig und ehrlich meine, denn er empfehle den Tschechen die Aussöhnung mit den Deutschen nicht etwa um der Gerechtigkeit willen, sondern um sie für die „Zwecke des tschechischen Volkes" zu gewinnen, das heiße für die Wenzelsstaatbestrebungen und die Staatsrechtlerei. Die Aufnahme welche die Rieger'sche Rede bei den Jungtschechen gefunden, läßt diese Vermuthung doch als nicht zutreffend erscheinen.

Die vor Kurzem in der **belgischen** Hauptstadt erfolgte Verlobung des Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen mit der Prinzessin Josephine von Belgien, der zweiten Tochter des Grafen von Flandern, hat in Frankreich die Befürchtung hervorgerufen, daß bei etwaigem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Leopold's I. der belgische Thron auf „einen deutschen Prinzen, einen Hohenzollern, einen Officier der preußischen Armee" übergehen könnte. Diese Besorgniß ist ganz unbegründet. Nach der belgischen Verfassung ist der Thron nur in der directen, männlichen, ehelichen Descendenz Leopold's I. erblich; Frauen und ihre Descendenz sind für immer ausgeschlossen. Da der König keinen Sohn hat, so folgt ihm der Graf von Flandern und, falls dieser stirbt, dessen einziger Sohn, Prinz Albert. Der König kann, wenn eine männliche Descendenz fehlt und zwei Drittel aller Mitglieder des Senats und der Deputirten-Kammer zustimmen, seinen Nachfolger bestimmen. Bei der jetzt erfolgten Verfassungs-Revision wollte der König gern, um die Thronfolge besser zu sichern, die verfassungsmäßige Bestimmung, welche die Frauen und ihre Descendenz ausschließt, gestrichen sehen, so daß der Sohn seines Schwiegersohnes, des österreichischen Generals, Prinzen Philipp von Sachsen-Coburg, belgischer Prinz werden sollte; aber schon diese discrete Anregung fand in den belgischen maßgebenden Kreisen eine so abfällige Aufnahme, daß sie sofort stillschweigend beseitigt wurde. Aus Vorsicht bewilligten sogar die Kammern nur belgischen Prinzen das Recht, in den Senat einzutreten. Somit hat der hohenzollernsche Prinz auch nicht den geringsten Anspruch an den belgischen Thron.

Die Regierung der **Niederlande** scheint sich endlich entschlossen zu haben, den gesetzgeberischen Apparat in Bewegung zu setzen, um dem herausfordernden Treiben der anarchistischen Socialdemokratie wenigstens einigermaßen entgegenzutreten. Sie wird einen Gesetzentwurf einbringen, wonach die bisher straflose Aufreizung zum Classenhaß und zum Aufruhr für strafwürdig erklärt wird. Tag für Tag hörte man in den socialdemokratischen Versammlungen während der letzten Monate verkünden, daß Eigenthum und Besitz Diebstahl und Raub sei, in allen Variationen wurde die niederländische Rechtspflege als „Classenjustiz" geschmäht und auf offener Straße wurden die Arbeitslosen von ihren socialdemokratischen Führern aufgefordert, in die Häuser der Reichen zu gehen und zu rauben und zu plündern. Es wird nun zunächst abzuwarten sein, wie der in Aussicht stehende Gesetzentwurf beschaffen sein wird; nach den Aeußerungen des Justizministers in der Ersten Kammer zu schließen, werden die Strafbestimmungen jedenfalls sehr milde sein, da derselbe unumwunden seinen Abscheu vor allzu scharfen Unterdrückungsmaßregeln ausgesprochen hat. Dagegen hat ein Mitglied der Ersten Kammer, Dr. jur. Pynappel, in einer längeren Rede, welche im ganzen Lande Aufsehen erregt hat, der Regierung den Vorwurf ins Gesicht geschleudert, daß „sie den Ernst der Zeiten nicht begreife", da sie sich sonst nicht in solch unverzeihliche Sicherheit wiegen und sich bei dem Gedanken beruhigen würde, daß die Sache so schlimm nicht ablaufen werde, und daß man vor einer Herrschaft der Socialdemokraten sicher sein könne. „Ich selbst bin der Ansicht", schloß Pynappel seine Rede, „daß eine Herrschaft der Massen nur kurze Zeit währen würde, aber auf sie folgt die absolute Regierung eines Einzelnen, der jene mit eiserner Faust im

Feuilleton.

Ellida Silström.

16] Roman von H. Palmé-Paysen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Als dieser sie bis an die Eremitage führte, durch deren helles Fenster der Lichtschein auf den Kies des Weges fiel durch einen breiten Spalt der Vorhänge, erfüllte sie plötzlich unwiderstehliches Verlangen, durchzuschauen, nur einen Augenblick, um sich zu überzeugen, ob sie sich nicht geirrt, ob der Angekommene wirklich der Intendant v. Hochstedt war. Sie brauchte sich nicht einmal auf die Fußspitzen zu stellen, um das kleine Reich drinnen zu übersehen. Die Herren saßen sich gegenüber, ja, er war es, und sie konnte mit Muße, zum ersten Male ohne Störung und Scheu sein ihr sympathisches Antlitz betrachten. Das feine Gesichtchen auf das Fenstergesims stützend, verharrte sie eine ganze Weile da. Sie schaute sich schier die Augen aus und gelangte zu der Meinung, daß Herr von Hochstedt anders aussah als alle anderen Menschen. Etwas Fesselndes, Mächtiges lag in seiner Persönlichkeit, die von der Künstlerschaar so gefürchtet wurde, für sie aber hatte eben diese gebietende Energie in seinen Zügen und in seinem Wesen eine geheimnißvolle Anziehungskraft, die gar nicht zu begreifen, gar nicht zu beschreiben war. Eine gewisse Würde lag in seinen Bewegungen und in seiner Sprache, und er sah doch nicht ein bischen alt aus, mochte dies aber wohl sein, Ellida überdachte, wie viel Jahre er wohl zähle. Sie merkte plötzlich mitten in ihrer Betrachtung und Beobachtung, daß einzelne Worte der Unterhaltung, obgleich sich die Stimmen der Herren nicht über das gewöhnliche Maß erhoben, verständlich an ihr Ohr drangen, und bedauerte, daß es so war. Nun konnte, mochte sie nicht mehr stehen bleiben, sie wollte ja nicht horchen. Mit einer seltsamen, gehobenen und doch wieder tief niedergedrückten Empfindung, die ihr junges Herz aufseufzen machte, trat sie vom Fenster hinweg und betrat wieder die Gartenwege.

Drinnen in der Eremitage sagte der Intendant jetzt zu seinem Freunde, nachdem mancherlei fernliegende Dinge erörtert worden waren: „Nun, Martin, wie ist es Euch denn ergangen mit Euren Miethsleuten, fühlt Ihr Euch stark belästigt, beunruhigt dadurch, oder hat sich Deine Schwägerin zufrieden gegeben?"

Eine gewisse Befangenheit lag im Tone dieser Fragen, ein gewisses Bemühen, harmlos dieselben hinzuwerfen. Dem großen Gelehrten entging dies.

„Das Mädchen lebt ganz still und bescheiden für sich", entgegnete er, „aber das genügt meiner ungeduldigen Schwägerin nicht, diese paar Monate des Beisammenseins gleichmüthig hinzunehmen. Es läßt sich gegen Vorurtheile schwer ankämpfen."

„Man sagt", hub der Intendant langsam wie sinnend an, „daß diese Tänzerin aus einer hiesigen ersten Familie stammt — man sagt es."

„Hm, so", machte der Professor, dem Bildung und feines Wissen außerordentlich, dagegen Rang und Stand nur wenig imponirten: „Sie hat mich hier einige Male besucht und hat mir gut gefallen."

Herr v. Hochstedt sah den Freund an mit fragenden Augen, als erwarte und wünsche er mehr zu hören.

„Sie ist eine kleine Philosophin, eine kleine Naturschwärmerin, sie hat mich durch ihre Fragen, Bemerkungen und scharfsichtigen Beobachtungen in Erstaunen gesetzt. Ich hätte das bei einem so jungen Mädchen nicht erwartet."

„Bei einer Tänzerin", betonte der Intendant, „gewiß nicht, diese Mädchen werden ja von vornherein durch ihren Beruf auf oberflächliche Interessen, fast immer auf den Weg des Leichtsinns hingewiesen."

„So, so? Da thäte man wohl ein gutes Werk, zu versuchen, solch ein armes Wesen zurück auf eine andere Bahn zu führen, durch Vorstellung und Ueberredung?"

„Vergebliches Mühen. Frage Dich, warum sie Tänzerin geworden ist? Aus Liebe zur Kunst, aus Liebe zur schönen Kunst, aus Liebe zur schönen Form? — schwerlich. Viel eher, denke ich, verlockt durch die Eitelkeit, durch den speculativen Gedanken, ihre schöne Gestalt im Lampenlicht zur Schau zu stellen. Eine Tänzerin sein, das heißt hier in Deutschland so viel wie: ein verlorenes, bescholtenes Geschöpf sein."

„Aber das ist ja traurig und kaum denkbar, daß sie das selbst wissen sollte."

„Allerdings, kaum denkbar" — wiederholte Herr v. Hochstedt zerstreut, denn vor seinem inneren Auge schwebte ihm Ellida's Gestalt vor mit dem unschuldig-zärtlich blickenden Kindergesicht. „Es liegt eine holde Einfalt, eine wundervolle Reinheit des Ausdrucks in ihren Zügen, möglich, daß sie eine Ausnahme bildet; möglich, daß Andere eitle Eltern oder gewinnsüchtige Verwandte, sie beeinflußt und zu diesem gefährlichen Berufe überredet haben; man kann einen Menschen nicht gut beurtheilen, kennt man die Pflanzstätte nicht, aus der seine Seele ihre Nahrung erhalten. Möglich, daß dies Mädchen auf andere Wege zu leiten ist. Versuche es doch — versuche es doch!" bekräftigte er lebhafteren Tones.

„Ich verstehe sehr schlecht über solche Dinge zu reden — Du würdest es viel besser können", wich der Gelehrte aus.

„Ich — ich?" — der Intendant lachte plötzlich herzlich auf. „Was reden wir da", rief er, den Ton wechselnd, „ich werde mich hüten, zu eigenem Schaden meiner ausgezeichneten ersten Tänzerin einen anderen Beruf vorzuschlagen, wie komme ich auf den Gedanken! Nun, es freut mich, daß Ihr bis jetzt nicht belästigt seid. In acht Tagen beginnen die Vorstellungen, dann wird es spät, Abend für Abend. Diese „Lytoiennne" wird ein rechtes Repertoirestück werden, ich kenne mein Publicum, das liebt die vielen Ballets, und der eigenthümliche Charaktertanz darin, La ventana, oder der Spiegeltanz, macht sich sehr hübsch. Wollt Ihr nicht einmal in's Theater kommen?"

Der Professor sah ihn mit weit offenen Augen an. „Ich in's Theater?"

„Meine Loge steht Dir zur Verfügung. Du machst ja ein sonderbares Gesicht, Martin, ist es denn so etwas Undenkbares?"

„Daß ich in's Theater gehe — ja, Gerhard", lachte der Professor, „da müßte mich schon etwas Besonderes hinziehen. Bringt Ihr mir einen Naturforscher auf die Bühne mit einem seltenen Käfer oder einer interessanten Amphibie in Spiritus, dann könnte es möglich sein — bis dahin müßt Ihr auf mich warten."

Herr v. Hochstedt lächelte ernst.

„Wer will es nicht glauben", sagte er, „daß Du Dir selbst genügst und in Menschen und Dingen nichts eigentlich bedarfst. Du lebst hier ein ganz besonderes, ein ganz ideales Leben. Ich dagegen habe die Aufgabe, mit eines jeden Individualität zu rechnen, fortzuleben mit Denen, die sich mir anpassen, sich nach mir richten wollen oder nicht und mich zu bemühen, die Anderen mit Wohlwollen zu betrachten, das ist schon längere Zeit meine Art."

„Und Du lebst in diesen Anschauungen mit derselben sittlichen Freiheit und Würde, wie ein unabhängiger, vom Glücke begünstigter Mensch, und construirst Dir Deine Weltanschauung nicht einseitig wie ich, nach Deinen persönlichen Erlebnissen."

„Ach", wehrte Herr von Hochstedt mit einer Handbewegung ab, während sich seine breite, gedankenvolle Stirn in leichte Falten legte, „laß uns nicht weiter von meiner Weltanschauung sprechen, gerade meine „persönlichen Erlebnisse" sind es, die ihr ein aschgraues Mäntelchen umgehängt haben." Er lehnte sich im Stuhle zurück und schloß müde die Augen: „Oft hat mich ein Ekel ergriffen vor all' der mir begegnenden gleißnerischen Heuchelei und unsauberen Berechnungen in der Theaterwelt, wie auch in unserer aristokratischen Gesellschaft. Die innere Unwahrheit, die conventionellen Lügen, die Rücksichten, mit welchen wir Privilegirte behandelt werden, Alles dies bringt uns zuletzt dahin, unsere noblen Passionen als ein uns zustehendes Vorrecht zu betrachten. Und so braucht nur zu der gewöhnlichen Vernachlässigung des Verstandes eine den äußeren Anstand vernachlässigende Erziehung dazu zu kommen, so macht jeder Zufall den Verbrecher. Der äußere Anstand, das formelle Ehrgefühl ist's meist allein, was diese Regionen des sittlichen Verfalls vor groben Verbrechen bewahrt. So erfüllt mich denn oft eine brennende Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit, eine Sehnsucht nach, nach — warum soll ich es verschweigen — nach einer selbstlosen, reinen beglückenden Liebe. Für solche Wünsche wird man wohl nie zu alt."

Er schwieg, aber ein sinnender Ausdruck in seinem ernsten Gesichte verrieth, daß er innerlich dem Gedanken weiter nachhing.

Der Professor hatte aufmerksam zugehört, ohne aufzublicken, mechanisch mit seiner weißen, schmalen Hand ein Papier geglättet, jetzt schaute er prüfend zu seinem Freunde hinüber und sagte bedachtsam: „Es ist noch nicht lange her, da sprachst Du anders. Hat Dich irgend etwas in Deinem Berufe unzufrieden gemacht?"

„Unzufrieden", wiederholte Herr von Hochstedt zerstreut, „o nein, — ich kann selbst nicht verstehen, was mich so plötzlich aus meiner Wunschlosigkeit heraufzieht. So etwas kommt und geht, je nachdem sich der Blick für Das, was uns umgiebt, für Das, was wir an Anderen erleben, mehr oder minder schärft. Das in uns pulsirende Leben gleicht dem Meere, es ebbt und flutet."

Er lenkte dann von dem Gegenstande ab und erhob sich bald darauf, um fortzugehen, versah sich mit Pelz und Hut und versprach baldige Wiederkehr.

19. Capitel.

Der Professor nahm nicht sogleich seine Arbeit wieder auf. Er dachte darüber nach, was den vielbeschäftigten Freund, der selten zu so ungewohnter Stunde bei ihm vorsprach, eigentlich

SLUB
Wir führen Wissen.